

Sonntagsruhe

Unterhaltungsbeilage zum Teltower Kreisblatt

Nr. 42

Sonnabend, den 21. Oktober

1933

Um fünfzig Pfennig

Von G. Siltrantski.

„Hier ist Ihr Lohn“, sagte Herr Hartmann zu Johannes Gebhard, „es macht 43 Mark, davon brauche ich 50 Pfennig für die Invalidenmarke. Hier sind 42,50 Mark.“ Johannes nahm das Geld, sagte kurz „danke“ und entfernte sich. Er war wütend über den Abzug - von 50 Pfennig. Er hatte so oft in der Woche eine halbe Stunde länger gearbeitet, ohne etwas zu sagen, warum war der Alte so kleinlich um die 50 Pfennige, er trug doch alle anderen Abzüge. Diesen ärgerlichen Gedanken nachhängend, ging er nach Hause. Er bewohnte ein bescheidenes Zimmer und zahlte pünktlich jeden Sonnabend. „Frau Schmidt“, sagte er beim Eintreten, „ich möchte für die Woche zahlen, wollen Sie mir meine Rechnung machen.“ Frau Schmidt kam mit einem Zettel. „Es macht 21,50 Mark, denn ich habe für Licht und Heizung während des strengen Frostes mehr gebraucht, Sie müssen also 50 Pfennig mehr zahlen, wie vorige Woche. Schweigend nahm Johannes diesen Bericht entgegen; den Betrag von 21 Mark hatte er schon hingelegt, ein Fünfzigpfennigstück hielt er unschlüssig in den Fingern, und während Frau Schmidt sprach, warf er zufällig einen Blick auf die kleine Münze in seiner Hand. Da bemerkte er, daß in der unteren Hälfte der 50 von gefälschter Hand ein Kreuz eingraviert war. Doch er schenkte der Sache keine weitere Bedeutung und sagte: „Hier, Frau Schmidt, haben Sie die 50 Pfennig.“ Dann zog er seinen Mantel an, stülpte den Hut über und verließ das Zimmer.

Am Ende der Straße, in der er wohnte, befand sich ein Restaurant. Er sagte kurz den Entschluß, noch ein Glas Bier zu trinken, und trat ins Lokal. Vor dem Schenktisch standen einige Handwerker beim Abendhoppfen. Johannes erhielt sein bestelltes Bier und zahlte. Der Wirt gab auf eine Mark heraus, und als sich Johannes die Münzen ansah, da bemerkte er wieder ein Fünfzigpfennigstück mit einem eingravierten Kreuz. Er stutzte — was hatte das zu bedeuten? War das das gleiche Geldstück, das er vor einer Stunde in der Hand hatte?

Frau Schmidt hatte zum Wochenende ihre Einkäufe gemacht, sie war beim Kaufmann, beim Schlächter und Bäcker gut bekannt, denn sie kaufte und zahlte regelmäßig. Beim Bäcker bezahlte sie die Brötchen für die Woche und Meister Schadow bediente sie freundlich. Der Lehrling brachte gerade ein Brett mit frischgebackenen Broten und schob es auf die Stellage. „Wilky“, sagte der Meister, „geh' mal nach Werner und hol' mir ein Seidel Bier.“ Dabei warf er ein Fünfzigpfennigstück auf den Ladentisch. Wilky nahm das Geld und verschwand, er war bald mit dem Bier zurück. So war das gezeichnete Fünfzigpfennigstück im Restaurant in Johannes Hände zurückgewandert.

Johannes war in Gedanken versunken seiner Wohnung entgegengeschlendert und traf an der Ecke der vorletzten Querstraße seinen Freund Hermann, der ihn zum Glas Bier einlud. Sie betraten das nächste Restaurant. Es war ein kleiner, nicht ungemütlicher Raum. Die Unterhaltung drehte sich zunächst um die Tagesereignisse, dann erzählte Johannes die Sache mit dem Fünfzigpfennigstück und zeigte es seinem Freunde. Der sagte: „Wer weiß, welcher Phantast da ein Kreuz eingraviert hat.“ — „Ja“, sagte Johannes, „ist das Geldstück überhaupt echt?“ Dabei prüfte er den Klang auf der Tischplatte.

Johannes schrieb noch einen Brief an seine Eltern, den er in seine Brieftasche steckte. Am Montag vormittag schickte ihn Herr Hartmann zur Post, die eingelassenen Briefe abholen. Da fiel ihm sein geschriebener Brief wieder

ein und er trat an den Schalter, eine Marke zu lösen. Dabei gab er das Fünfzigpfennigstück, das er immer noch in der Westentasche hatte, in Zahlung. Der Beamte sah ihn an und sagte kurz: „Das Geldstück ist falsch, das kann ich nicht in Zahlung nehmen.“ Johannes sah ihn erstaunt an und holte eine andere Münze hervor. „Dann geben Sie es wieder her, ich weiß, wo ich es bekommen habe“, sagte er. „Das darf ich nicht“, antwortete der Beamte, „ich gebe Ihnen eine Bescheinigung über die Einbehaltung — wie ist Ihr Name — Wohnung?“ Johannes konnte nicht begreifen, daß er glattweg den Betrag verlieren sollte, er war aber noch mehr erstaunt, als ihm abends Frau Schmidt berichtete, daß ein Kriminalbeamter da war und sich eingehend nach ihm erkundigt hatte. Frau Schmidt hatte dem Beamten erklärt, daß sie am Sonnabendnachmittag von Johannes ein Fünfzigpfennigstück erhalten hatte, das ihr merkwürdig vorkam, das sie aber irgendwo ausgegeben habe. Am Montag früh hat er also bei der Post das zweite Fünfzigpfennigstück in den Verkehr gebracht, folgerte scharfsinnig der Beamte. Verdächtig! Es war am besten, den Jungen zu verhaften und alles weitere zu verhindern. Das geschah. Johannes sah im Untersuchungsgefängnis und wußte nicht warum. Er wurde eingehend vernommen; während er vermutet hatte, daß sich der vorliegende Irrtum sofort aufklären mußte, zog sich die Angelegenheit doch hin. Stunde um Stunde verrann, dann trat ein freundlicher Beamter zu ihm ins Zimmer und sagte: „Herr Gebhard, es haben sich keine weiteren Verdachtsmomente ergeben, Sie können gehen.“

Er verließ schnell das Haus und schlug mechanisch die Richtung nach seiner Wohnung ein. Klare Gedanken konnte er nicht fassen, der Kopf war ihm ganz benommen von all dem Nachdenken. Als er die Treppe emporstieg, hörte er schon Frau Schmidts Stimme, die vor sich hin schimpfte. Als er eintrat, fuhr sie ihn an: „So etwas habe ich noch nicht erlebt, so viel Mieter habe ich schon gehabt, aber die Polizei hat mir noch keiner ins Haus gebracht!“ Johannes wollte etwas erwidern, aber sie schrie ihn noch wütender an: „Ziehen Sie nur gleich, ich will mit Leuten nichts zu tun haben, hinter denen die Polizei her ist. Das ganze Zimmer haben sie durchsucht, als beherbergt ich Verbrecher“, so schimpfte sie immerfort weiter. Johannes schloß die Tür wieder und ging. Er ging nun zu seiner Arbeitsstelle. Herr Hartmann rief ihn ins Privatkontor und sagte: „Johannes, die Polizei hat sich nach Ihnen erkundigt, es hat sich ja wohl aufgeklärt?“ — „Ja“, sagte Johannes kurz. „Nun ja“, sagte Herr Hartmann, „Sie werden begreifen — der Ruf und das Ansehen meines Geschäftes — hm, ich kann Sie nicht weiter beschäftigen.“

Auf der Straße kam ihm nun das Schwierige seiner Lage erst zum Bewußtsein. Was sollte er machen? Planlos irrte er durch die Straßen, bis die Dämmerung hereinbrach, dann wollte er wieder nach Hause gehen. Vielleicht hatte sich Frau Schmidt inzwischen beruhigt und er konnte ihr in Ruhe Aufklärung geben. Als er wieder im Türrahmen erschien, stürzte Frau Schmidt auf ihn zu und schrie mit kreischender Stimme: „Da sind Sie ja immer noch! Ich dulde nur ehrliche Mieter in meinem Hause, machen Sie sich fort, daß ich Sie nicht mehr sehe!“ — „Ich habe nichts Unrechtes begangen“, schrie jetzt Johannes, dem das Blut in den Kopf stieg. „Was, nichts Unrechtes?“ schrie Frau Schmidt. „Holt man Sie umsonst zur Polizei? Das glauben Sie doch selbst nicht — machen Sie, daß Sie rauskommen.“ Dabei gab sie Johannes einen Stok zur

Tür zu, Johannes drehte sich kurz um, sein Gesicht war dunkelrot vor Wut, er faßte Frau Schmidt an der Brust und schleuderte sie ins Zimmer. Sie fiel unglücklich und schlug mit dem Kopf an den Fuß des Bettes. Gellend schrie sie um Hilfe. Johannes stand noch unschlüssig, was er tun sollte, da stürzten schon die Nachbarn ins Zimmer. Zuerst Frauen, die kreischend Lärm machten, dann kamen zwei Männer, packten Johannes am Kragen und hielten ihn fest. Eine Frau rannte, um die Polizei zu holen. Frau Schmidt blutete leicht aus einer Kopfwunde. „Hier, Herr Wachtmeister“, sagte einer der Männer, „haben wir das Bürschchen, gestern war er schon verhaftet, nun haben sie ihn freigelassen, und schon begeht er hier einen Raubüberfall.“ — „Auf der Arbeitsstelle haben sie ihn rausgeschmissen“, sagte der andere, „ein sauberer Junge. Jetzt hat er kein Geld mehr und verzweifelt sich an der wehrlosen Witwe.“ Johannes konnte nichts erwidern, die Kehle war ihm wie zugeschnitten, er ließ sich willig abführen.

Straße in Baltimore

Von Edmund Finke.

Dieses ist die Geschichte vom Tode Edgar Allan Poes, des Dichters des Grauens und der traumhaften Liebe. Das wirkliche Leben hat sie so gesehen lassen, wie der Dichter selber sie eronnen hatte.

Auf dem zinnblechbeslagenen Bartisch standen in langer Reihe die verschieden geformten Flaschen. Die Herbstsonne funkelte über sie hin, als wolle sie ihre abendliche Mattigkeit verdecken, als wolle sie sich schminken mit dem Karmin des Kirsch, als wolle sie sich um ihren alten, mattgoldgetönten Hals den Smaragdglanz des Absinths, die wasserhellen Brillanten des Brandys, das falsche, träge Gelb des Gins und Whiskys legen.

Der Mann mit den schrägen, hängenden Schultern, mit dem weißen, abwesenden Gesicht saß in der Mitte des schmalen Raumes. In seinen dunkelgrauen Augen spiegelte sich der Glanz des Himmels, an dem ein graues, orange-bäuchiges Wolkengewölbe entlang zog wie eine urweltliche Phantasmagorie der Angst. Seine Rechte umklammerte das leere Glas. Aber der Bürsche hinter dem Schanktisch rührte sich nicht. fand er, daß elf Gills Whisky genug für einen angetrunkenen, kranken Dichter waren? Elf Gills, über ein Quart! Der schmale Kopf des Wolkentiers zerfiel im amethystfarbenen Rauch der Stadt. Die Welt löste sich in die Unwirklichkeit sanfter Farben auf. In diesem Herbstfarbenmeer drohte die furchtsam flackernde Seele mit auszulöschen. „Boy, ein Glas!“ Den Halt, das Ziel, die Kraft! Der Bürsche nahm das Glas und füllte es zum zwölften Male.

Mister Bradshaw, der Besitzer des Hotels, steckte den fahlen Quäterschädel durch die Paneeltür zur Halle und rief in salbungsvollem Tone „Licht!“ Das Wort klang aus seinem Munde hohl. Licht! Mister Bradshaw betrachtete aus kurzschichtig blinzeln den Augen flüchtig den Gast und zog sich rasch und wortlos hinter das Buch zurück, in dem die Namen seiner Gäste neben der Summe prangten, die sie für Logis und Kost zu bezahlen hatten. Er las neben dem Datum des 4. Oktober 1849 zum dritten Male, was er ohnedies wußte: Edgar Allan Poe, Richmond, Virginien.

Der Dichter! Mister Bradshaw seufzte. Er wußte selbst nicht, warum. Vielleicht, weil neben dem Namen keine Ziffer stand. Mister Poe hatte vorläufig nur den Koffer im Hause abgestellt. Zimmer? Noch wisse er nicht, ob er über Nacht bleiben werde. Josua Bradshaw malte mit dem an das Schreibpult gebundenen Bleistift ein Fragezeichen hinter den Namen Poe.

Der Dichter! Mister Bradshaw schüttelte verneinend den fahlen Kopf, als versuche er, eine Horde über ihn herstürzender Erinnerungen abzuwehren, die alle — ausnahmslos — beladen waren mit der Last vergangener Schmach, mit der Bürde gegenwärtiger Schande, mit der ganzen teuflischen Hoffnungslosigkeit des Lebens jenes Herrn Edgar Allan Poe.

Der Mensch! Als sich die Tür hinter Bradshaw geschlossen hatte und Pete die Petroleumlampe anzündete, benutzte er die Gelegenheit, um unbemerkt das Glas zum dreizehnten Male zu leeren. Die Hand zitterte auf dem kurzen Weg vom Tisch zum Munde, und gierig streckte das Licht die lange, dunkelrote Zunge nach dem verschütteten Whisky aus, um das kostbare Getränk vom altersschwarzen

Holz des Eichenbrettes zu lecken. Pete über sah das leere Glas mit abwesendem Blick. Dreizehn. Genug, besoffener Federhüser!

Poe hörte die Stunde hoffnungslos verklingen. Die Zeiger standen in einer Linie, von zwölf herab auf sechs. Sie schwankten leise wie das Stück Leben, das zwischen ihnen beschlossenen lag. Sie stellten sich schräg und schräger zueinander wie die Firne der Dächer, die im Dunkel des Abends und des Rauchs träge Maß und Perspektive verloren und ins Bodenlose sanken. Der Wunsch des Trinkers, mitzuversinken, wurde von Pete abgelehnt. Der Schankbursch war jung. Jugend beharrt auf Oberfläche. Zum Teufel mit der Tiefe! Alter, Weisheit, Trunkenheit sind tief. Am tiefsten ist das Grab. Sechs Schuh tief. Tiefer als Ozean und Himmel.

Die schrägen Schultern Poes bebten. Ihn fror. Er hob die schmale, weiße Hand zur Stirn, um die Fäden wegzuzwischen, die Rausch und Traum vor den verunkelten Blick gesponnen hatten. Der Schleier hob sich zur Seite. Ja, dort gegenüber war noch die Welt, das Tier, der Feind. — Doktor Brooks würde nicht mehr kommen. Wozu? Ihm, Edgar Allan Poe, konnte nicht geholfen werden. Und doch; vielleicht? Wie konnte er Mutter vergessen. Virginias Mutter. Die Mutter seines jungen, toten Weibes.

Langsam fand er sich zurecht. Warum nur war er hier, in diesem verdammten Baltimore, aus dem Zug gestiegen, der ihn Mrs. Clemm zu Virginias Mutter nach New York, nach Fordham hätte bringen sollen? Ach, diese schauerlichen Angstzustände im geschlossenen Raume des Rupees. Das war ihm schon einmal, auf der Fahrt von New York nach Richmond, geschehen. Eine unbeschreibliche Angst, ein verstörter Zustand, der ihn Dinge sehen ließ, die nicht existierten, hatte ihn damals gezwungen, in Philadelphia den Zug zu verlassen, ebenso wie er ihn heute in Baltimore hatte verlassen müssen. Was war das? Das Haupt der Medusa? Drohte seinem Geist die Nacht des Wahnsinns?

Und noch dazu dies Pech, daß Doktor Brooks, der ihn von früher her kannte, über Land gefahren war. Nein, nicht des Arztes bedurfte er, sondern eines Menschen, dem er sein Geheimnis, sein Leid aufbürden konnte. Die Visionen, die ihn bedrängten, den Gedanken an Virginia, den Schmerz um Helen Whitman, die ihn verleugnet, verraten, verstoßen hatte, weil . . . weil . . . Oh, trinken, vergessen, auslöschen! Pete, ein Glas! „Nein, Mister, der Herr sieht's nicht gern, wenn . . . Drüben, um die Ecke, Mister, is'n Saloon!“

Sund! Edgar Allan Poe taumelte hinaus auf die Straße. Er wußte jetzt, daß er um jeden Preis, selbst um den eines vollen Glases, den Zug nach New York zu erreichen suchen mußte. Die kalte Faust der Angst preßte sich eilig um sein Herz und ernüchterte ihn rasch. Der Weg zum Bahnhof schien endlos zu sein. Aus den Häusern griffen die feurigen Hände der Sankten nach seiner trockenen Kehle, legten sich flammend auf seine Stirn, die schmerzte, weil der schreckliche Trieb zu leben aufs neue hinter ihr erwacht war.

Es geschah ein Wunder: er erreichte den Bahnhof, und ein Zug nach New York stand für ihn bereit.

Vielleicht aber ist das Schicksal stärker als alle Wunder, die geschehen; denn die Wunder stehen außerhalb des zugehörigen Ringes der Notwendigkeit.

Ein Schaffner fand während der Fahrt den Passagier bewußtlos auf dem Boden des Rupees liegend, sah nach der Fahrkarte: Baltimore—New York, und verfügte, daß der Kranke nach Hause gehöre. Der Halbbewußtlose wurde in Philadelphia in einen Gegenzug gebracht. Also kam es, daß einige Stunden später Edgar Allan Poe, aus seiner Betäubung erwachend, sich in den nächstlichen Straßen Baltimores wiederfand. Baltimore! Das Preisauschreiben des „Saturday Visitors“ lehrte ihn ins Gedächtnis zurück: letzter glühender Funke des Meteors, der damals aus dem Nichts des Weltraums in die Atmosphäre gestürzt war, um an ihrem trägen Widerstande zu entflammen, aufzuleuchten, und in die Ewigkeit zurückfallend, wieder zu verlöschen. Bei Gott, ihm schien, selbst wenn er sich auf dem Sirius befunden hätte, in dieser einen Nacht würde ihn das Schicksal gezwungen haben, auch von dort nach Baltimore, an den Anfangspunkt, zurückzukehren.

Der Eingang von Bradshaws Hotel lag langweilig und kalt am Straßenrand wie ein verreckter Hund. Schlaf-

löse Nacht! Woch hier an der Ecke leuchtete, wie das ver-
schlossene Tor des Gartens Eden, die Glastür des Saloons,
den Pete empfohlen hatte. Müdigkeit bemächtigte sich der
Füße Boes und lenkte sie die drei hölzernen Stufen hinab
in den verqualmten Trinkraum. Gelächter dröhnte auf die
Steine der Straße hinaus und verstummte wieder, als die
Tür sich hinter dem Dichter allzu willig schloß.

„Hallo, Mister Poe! Heba, Poe! Edgar, hallo!“

Da waren ein paar Kerle, mit denen Poe, weiß Gott
wann, einmal getrunken hatte. Wer wählt sich seine Trink-
tumpane aus? Sie sind da; immer und überall! Trinken,
hallo! das heißt die Flamme höher schüren, leben! Traurig
und toll! Schluchzender Aufschrei des Daseins jener, die
sich vor dem Nichtsein fürchten und es doch erfehlen.
Trunkene Weisheit, wenig Weisheit, verlassen, unbeschwert
von Gottes Geist und innerem Lichte. In früheren Jahren
hat Mister Poe einsam getrunken: weise, visionär, vom
großen Geist des Nichts belesen. Aber das ist eine andere,
besondere Geschichte. Heute waren, wie in den letzten
Jahren immer, Saufkumpane da. Toll- und volltrunken,
denn morgen finden in Baltimore die Gemeinderatswahlen
statt. Und diese Kerle eben, die da in Baxters Saloon
um den längsten der Tische lümmeln, sind Schlepper. Sie
haben von der Partei, die die Stadt beherrscht, Geld ge-
nommen, um in erster Linie sich selbst, in zweiter andere
Leute zu besaufen und trunken zur Urne zu schleppen; in
jedem Wahlbezirk der Stadt einmal. Es kann auch zwei-
mal, dreimal, es kann auch öfter sein, so lange, bis es einer
von der Wahlkommission bemerkt und Lärm schlägt.

Poe setzt sich zu den Leuten an den Tisch. Sie waren
ihm fremd. Fremder noch als wenn er sie überhaupt nicht
gesehen hätte. Er fühlte sich krank. Der Kopf glühte und
schmerzte, tödliches Fieber verbrannte sein Blut und rüttelte
schmerzhaft an seinen Gliedern. Die Bände brüllte, johlte,
lachte, schrie auf ihn ein. Er hörte sie nicht. Er wollte
weit draußen am Rande des Daseins, tief in der inneren
Einsamkeit, die den Gestalten seiner Dichtungen die furcht-
bare Form des Alleinigen, Unwiederholbaren gegeben hat.
Der Tod: das war der Weiser aller Dinge, der über ihnen
schwebte und sie hielt, da sie sonst sinnlos gewesen wären.
Der Tod verlieh dem Leben Sinn. Tödliche Weisheit, die
verlassen werden wollte.

Poe streckte die Arme aus, als wollte er die Schatten
der Vergangenheit umfassen, die seinen Blick verdunkelten.
Die vorgehoffenen Kerle in der Runde lachten, als sie des
Dichters sehnüchtige Bewegung sahen. Er wollte sich er-
heben. Der Morgen graute. Er haßte die Menschen, er
haßte sich, er haßte die Dinge, Welt und Gott mit dem
sanftesten, liebenden Haß des gefallenen Engels.

Zwei Männer nahmen ihn unterm Arm. Macpherson
rief drei Cabs heran. Die Bände fuhr gröhrend von Wahl-
lokal zu Wahllokal. Poe warf Zettel in die Urnen. Und
jemand legte dazwischen in den Saloons am Wege neue
Kunden aus. Brandy, Gin, Absinth, Whisky, Rum, Ge-
never. Immer enger legte sich der Horizont des Weltalls
um die Stirn des einen Menschen. Hinter den Herbst-
wolken des letzten Tages dröhnten die kreisenden Gestirne
um die Himmelskuppel, die sich langsam senkte, wie die
Stahlbede über dem Haupte des Gefangenen, dessen Angst
und Grauen Poe in der gespenstigsten seiner Erzählungen
geschildert hat. Er aber sah das Himmelsgewölbe auf sich
niederstürzen. Parker, der ihn hielt, hörte ihn stöhnen:
„Oh, wir sollten nichts sagen, nichts denken, nichts schreiben!
Was wir denken, wird Wirklichkeit. Parker, fort, wir
müssen fliehen! Denn jedes Geheimnis wird Wirklichkeit!“

Um drei Uhr nachmittags schien es, als würde Poe
ohnmächtig werden. Macpherson ließ vor Ryant Golls
Schenke halten. Die Männer schleppten den beinahe Be-
sinnungslosen an einen Tisch und schloßen ihm Brandy ein.
Poe stieß das Getränk von sich und lehnte den Kopf an das
feuchte, kühle Brett des Bartisches. Jemand stellte ein
volles Glas vor ihn hin. Dann schlichen die Schlepper aus
der Schenke. Der Mann konnte ihnen nichts mehr nützen,
war zur überflüssigen Last geworden. Fort aus dem Um-
kreis des Kranken, Schlafenden! Ryant ließ den Fremden,
dessen gute, im Augenblick aber verwahrloste Kleider ihm
mißfielen, barmherzigerweise doch eine Stunde ruhen. Dann
aber trat er an den Tisch heran, rüttelte den Trunkenen an
der Schulter und schrie: „Mann, Sie haben genug! Hier
können Sie nicht schlafen. Gehen Sie heim zu Müttern und
legen Sie sich in die Riste! Ich kann Sie hier nicht
brauchen. Sie stören mir's Geschäft, Mann!“

Ryant Goll nahm den Fremden, nahm Edgar Allan
Poe beim Arm und führte ihn hinaus auf die Straße, ein
paar Schritte weit von der Tür des Saloons fort. Brauchte
nicht jedermann zu wissen, daß der Taumelnde aus seiner
Schenke kam.

Poe lehnte sich an die Wand des Hauses. Langsam
dämmerte ihm der Gedanke, der schmerzhaft brennende Ge-
danke auf, daß er fort mußte! Ruhe, Ruhe! Um Gottes
Barmherzigkeit willen, ein bißchen Ruhe! Seine Hand, die
sich an dem grauen, ausfahigen Mörtel der Mauer entlang
vorwärts. Langsam schob sich ein Fuß vor den anderen.
Zwei, drei, vier, fünf Schritte.

Er fühlte die Erde, den Himmel, das ganze ungeheure
All schwer und trostlos auf sich niederstürzen. Langsam
bogen sich die Knie unter der Last zur Erde. Die Hände
hoben sich mit einer verzweifelten Gebärde dem Himmel
entgegen, der jetzt schrecklich nah sich über die Dächer der
Stadt wölbte. Aber die schwankenden, grauen Wolken, die
flüchtig dahinzogen, wie die traurige, unbestimmte Seh-
nsucht über den Horizont des Lebens westwärts gen Unter-
gang zu zieht, boten den tastenden Händen keinen Halt.
Sie griffen ins Leere, und die hohe, schöne Stirn des
Dichters schlug dumpf und tot auf den unbarmherzigen,
mitleidlosen Stein der Straße.

Der deutsche Kalender.

Warum nicht die deutschen Namen für unsere Monate?

Gedankenlos, nur weil wir es einmal so gelernt haben
und weil wir daran gewöhnt sind, benutzen wir heute den
römischen Kalender, mit den aus dem Lateinischen entlehnten
Monatsbezeichnungen. Wir wissen zwar vielfach nicht, was
diese Namen bedeuten, aber wir sprechen sie nach — dabei
haben wir so schöne deutsche Monatsbezeichnungen, Namen,
die uns allen verständlich sind, Namen, die aus dem
germanischen Sprachschatz stammen. Warum gewöhnen wir
uns nicht an diese Namen? Wer willig ist, zu lernen, dem
sind hier die deutschen Monatsnamen genannt:

Januar — Hartung (Eismond),
Februar — Hornung,
März — Ostern, oder Lenzmond,
April — Ostermäd,
Mai — Wonnemond,
Juni — Brachet,
Juli — Heuert,
August — Ernting (Erntemond),
September — Scheiding (Herbstmond),
Oktober — Silbhardt (Weinmond),
November — Nebelung (Nebelmond),
Dezember — Jul (Zulmond).

Wer grüßt zuerst?

Die Frage „Wer grüßt zuerst?“ ist gar nicht immer so
leicht zu beantworten, wie es vielleicht auf den ersten Blick
erscheinen mag. Im allgemeinen wird das Kaltgefühl einem
schon das richtige eingeben. Aber Takt ist nicht jedermanns
Sache und außerdem sind die Grußsitte der einzelnen Län-
der sehr verschieden. In England begrüßt beispielsweise die
Dame den Herrn zuerst, um ihm dadurch die Erlaubnis zu
geben, sie anzuschauen oder anzusprechen. Es lohnt sich daher
schon durchaus, sich einmal etwas näher mit diesen schein-
baren Selbstverständlichkeiten zu beschäftigen.

In Deutschland grüßt immer ein Mann die Frau zuerst,
der Jüngere den Älteren. Aber auch das junge Mädchen
vergißt sich nichts, dem alten Herrn im Grusse zuvorzukom-
men. Während einer Begrüßung im Zimmer bleibt die Dame
einem Herrn gegenüber sitzen. Im Familientreffe oder der
Gesellschaft gibt eine Dame dem vorgestellten Herrn die Hand,
auf der Straße oder bei öffentlichen Gelegenheiten bleibt ihr
dies freigestellt. Wer einen Raum betritt, grüßt zuerst.
Fremde Gäste begrüßt der Hausherr, indem er ihnen ent-
gegengeht und sie dann mit den schon Anwesenden bekannt
macht. Der Gast selbst begrüßt zuerst den Gastgeber und
wendet sich dann der übrigen Gesellschaft zu, auch wenn in
dieser ältere oder hervorragende Personen sind. Bei Gratula-
tionen oder Kondulationen wendet man sich als Eintreten-
der zunächst an den, der dem Ereignis am nächsten steht. In
der eigenen Familie begrüßt man stets als ersten das Fa-

millienoberhaupt, dann erst dem Alter nach die übrigen Verwandten.

Der Latt kann natürlich auch gelegentliche Abweichungen diktieren, in jedem Falle aber ist gerade heute ein Zuviel an Zuverlässigkeit besser als ein Zuwenig an Höflichkeit. Die wirkliche Dame wird in jeder Situation das Richtige treffen. Unsichere dagegen sollten ruhig dem Herzen folgen, das ihnen instinktiv in Zweifelsfällen ebenfalls das Richtige sagen wird.

Allelei Heiteres

„Nun, wie war denn das Essen in dem Hotel, wo Sie während Ihrer Ferienzeit gewohnt haben? War es sehr abwechslungsreich?“

„Zunächst einmal war es sehr teuer.“

„Und nicht abwechslungsreich?“

„Doch, sogar sehr abwechslungsreich. Wir hatten zum Beispiel fünf verschiedene Namen für deutsches Beefsteak.“

*

Wir kommen nach Hause und fragen unser neues Dienstmädchen: „Hat jemand angerufen?“

„Ja.“

„Wer denn?“

„Ja, den Namen habe ich nicht verstanden, er hat mir aber seine sämtlichen Vornamen genannt: Sigismund, Theodor, Emil, Richard, Nathan, ich habe sie mir aufgeschrieben.“

*

Ein Problem

„Du, Papa, schau mal, hier sind zwei zusammengewachsene Jungens abgebildet.“

„Das sind flämische Zwillinge.“

„Müssen die auch zur Schule gehen?“

„Natürlich.“

„Aber wenn nun mal der eine verletzt wird und der andere nicht, was ist 'n dann?“

Das Versted

„Wo bewahrst du eigentlich dein Geld auf, wenn es deine Frau nicht finden soll?“

„Sehr einfach, ich lege es in den Korb mit den ungestopften Strümpfen!“

Die Schufe

In der Religionsstunde wird die Geschichte der Hochzeit von Kana durchgenommen und die Lehrerin sucht dabei den Kindern die Wunder Jesu verständlich zu machen. „Also, wie nennt man eine Handlung, bei der Wasser in Wein verwandelt wird?“

Peter: „Eine Weinhandlung.“

*

Ein Besucher fragte den vierjährigen Jungen, wie er heiße. „Büchchen“, sagte der Kleine.

„Aber hast du keinen anderen Namen?“

„Nein“, war die Antwort.

„Wie heißt dein Vater?“

„Bati.“

„Nein, nein“, meinte der Neugierige, „wie heißt er sonst? Wie nennt ihn deine Mutter?“

„Dummkopf.“

Auflösungen

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Sab, 3. Gafag, 5. Era, 6. Ros, 8. Armut, 11. Gams, 13. Thor, 16. Leje, 17. Me, 19. Moe, 21. Titanen, 22. Erde, 24. eng, 25. Niet, 27. Gera, 29. Tann, 30. Miete, 33. Beg, 34. Eis, 35. Nebel, 36. Lar.

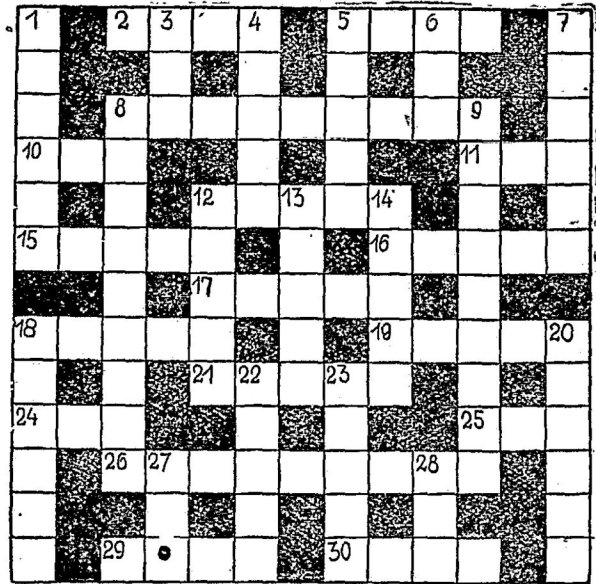
Senkrecht: 1. Saar, 2. Batu, 3. Gras, 4. Gott, 7. Gas, 9. Melanie, 10. Pol, 11. Georg, 12. Meter, 14. Hannz, 15. Rogen, 16. Lee, 17. Me, 18. eng, 20. est, 23. der, 26. Inn, 28. Amen, 29. Teil, 31. Tgel, 32. Teer.

Silbenrätsel

1. Memorandum, 2. Itala, 3. Tradition, 4. Windhuf, 5. Operette, 6. Külli, 7. Talisman, 8. Elfriede, 9. Nemesis, 10. Balzac, 11. Erich, 12. Züllichau, 13. Automobil, 14. Hazard, 15. Lupine, 16. Tribun. — Mit Worten bezahlt man keine Schulden.

Rätsellecke

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 2. Buch, 5. Heil- und Tierpflanze, 8. bedeutendste Gestalt der deutschen Heldensage, 10. Lebensgemeinschaft, 11. feierliches Lied, 12. italienische Hauptstadt und Provinz, 15. Teil der Klaviatur, 16. Stadt in Mexiko, 17. Musikinstrument, 18. Nitzelbegriffener, 19. weiblicher Vorname, 21. schmale Straße, 24. Papstname, 25. griechischer Buchstabe, 26. Stadt in Brandenburg, 29. Seehundsfell, 30. Zahl.

Senkrecht: 1. Herrscher, 3. türkischer Männername, 4. Hunderasse, 5. Stadt in der Schweiz, 6. engl.: eins, 7. Tochter der Leda, 8. Aufsehen, 9. Gebirge in Südtirol, 12. männlicher Vorname, 13. König von Abessinien, 14. Baumgang, 18. aus der Fläche hervortretendes Bild, 20. Eichmaß, 22. römischer Kaiser, 23. Vorspeise, 27. gekürzter männlicher Vorname, 28. Nebenfluß der Donau.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — at — am — batt — bend — dra — e — e — er — fi — go — golf — hi — i — i — kau — kra — lou — man — man — mi — na — naj — ner — ni — on — pu — ra — ri — rich — ro — sa — sau — schmerz — sonn — sto — ta — ta — tät — ti — u — ul — ven — vi — ze

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Gliedabtrennung
2. Einheitsgläubiger
3. Spitzbube, Schelm
4. männlicher Vorname
5. Natürlichkeit, Unbefangenheit
6. Wochentag
7. Kirchen Sonntag
8. Erzählung
9. Neuralgie
10. Bezirksstadt in Galizien
11. Sohn Abrahams
12. Stadt im Reg.-Bez. Wiesbaden
13. Dolmetscher, Uebersetzer
14. männlicher Vorname
15. Preisnachlaß